

Kritik – Donaueschinger Musiktage

2017 "Codec Error"

*Wie kann man die Konzertsituationen aufbrechen, neu denken? Ein Thema für mehrere Aufführungen in Donaueschingen in diesem Jahr. Alexander Schubert hat eine Variante mit effektiv eingesetzten, multimedialen Mitteln beeindruckend vorgeführt – und den Zuschauer auch noch auf eine emotionale Tour-de-Force geschickt. von **Tim Saynisch***

Dunkelheit. Sie hat viele Facetten. Dunkelheit kann Angst hervorrufen, Beklemmung - oder sie dient als Schutz vor dem, was man nicht sehen möchte. Ihr gegenüber steht das Licht, behaftet mit Stereotypen wie Zuversicht und Geborgenheit. Dass beide Sphären, Licht und Dunkelheit, weit über diese symbolhaften Stereotypen hinausgehen können, zeigt Alexander Schubert mit "Codec Error".

Die Donaueschinger Realschulsporthalle, der Aufführungsort, ist nicht das, was ich mir vorgestellt hatte. Ich schaue in einen weiten Raum, dessen Wände großflächig mit schwarzem Stoff abgehängt sind. Der Raum wirkt viel kleiner, als er tatsächlich ist, da die Wände einen Großteil des sowieso schon dürftig zur Verfügung gestellten Lichts schlucken.



Plötzlich geht das Licht aus und ich sitze im Dunkeln. Einen ewig langen Augenblick bleibt es dunkel. Dann: Bääm! Wie aus dem Nichts: Ein lauter Knall und grelle weiße Blitze, die den Raum erleuchten. Ich sitze verschreckt und perplex auf meinem Platz.

Auf der Bühne steht ein Musiker, etwa 1,80 groß, Glatze, Spitzbart. Er ist dürftig gekleidet mit einem alten Unterhemd und Jogginghose. Begleitet vom Ticken einer Uhr wird er von einem türkisen Stroboskoplicht angestrahlt und dreht sich um die eigene Achse. Um ihn herum: Dunkelheit. Das Ticken der Uhr brennt sich in den Kopf des Zuschauers ein und man steigert sich unwillkürlich in diese Szene hinein. Ich sehne mich bereits zurück nach der Ruhe der Dunkelheit, die zuvor herrschte. Doch es gibt keine Verschnaufpause.

Kurz darauf flackern zwei weitere Musiker im Strobe-Licht auf. Immer gefolgt von kurzen Momenten der Dunkelheit. Sobald das Licht wieder aufflackert ändern sie ihre Position, drehen sich im Kreis. Was dazwischen liegt, bleibt im Dunkeln verborgen. Es ist anstrengend zuzuschauen. Meine Augen brennen und die schrägen und lauten technoartigen Sound-Gebilde bringen mich an meine körperlichen Grenzen: Ich schwitze.

Die drei Musiker, die anhand ihrer Instrumente mittlerweile als Ensemble aus verstärktem Kontrabass und zwei Schlagzeugern identifiziert werden können, werden zum Spielball der Lichteffekte und der Technik. Angestrahlt von blauem, grünem und rotem Stroboskoplicht wirken sie wie fremdgesteuerte Hologramme, die ihrem Willen und ihrer Selbst beraubt wurden. Durch das Hell-Dunkel-Spiel auf der Bühne sieht der Zuschauer immer nur Ausschnitte dessen, was wirklich geschieht. Die anfänglich nur minimalen Bewegungen der Künstler wachsen zu großen Gesten, die einander ergänzen. Kleine Prozesse, wie in der digitalen Welt, die letztlich zu einem großen System zusammenwachsen.

Doch das System hat Fehler. Die Bewegungsabläufe werden stockender, ehe sie komplett versagen. Da stehen sie, drei Musiker im flackernden Licht der Stobo-Leuchten. Immer wieder zucken sie, es knackt in den Boxen. Fast manisch stehen sie dort und können sich nicht wehren gegen die Klicks, die kleinen Zuckungen und Ticks.

Die Köpfe des Publikums wabern im Stroboskoplicht. Kleine schwarze Punkte. Ein Meer von leeren Individuen, die der Macht der Technik, wie sie auf der Bühne stattfindet, hilflos ausgeliefert sind. Die belastende Atmosphäre wird durch lautes "Wuschen" und "Surren" durch die Musiker verstärkt. Erzeugt durch komische Instrumente, wie Rohre, die mit Gummibändern umspannt wurden - sowie Holzstöcke und Seile.

Im letzten Teil des Stücks verlagert Schubert die Handlung weg von der Bühne. Das türkise Stroboskoplicht vom Anfang wendet sich auf einmal ins Publikum, begleitet von grellen weißen Blitzen links und rechts der Bühne und dem Verschlussgeräusch einer Kamerablende. Immer schneller flackert das Licht und immer lauter wird das Klicken der Kamera.

Die Trommeln und der verstärkte Bass schaukeln sich hoch zu einem ohrenbetäubenden Sound-Gewitter. Ich muss mir die Ohren zuhalten, es ist unerträglich laut. Ich bin kein Epileptiker, bei der Show könnte man aber einer werden. Das ganze schaukelt sich in ungeahnte Höhen auf bis plötzlich alles an die Wand fährt. Zurück bleibt ein hochfrequenter Ton. Ich habe schon Angst einen Tinnitus zu haben, doch es ist zum Glück gewollt. Um mich herum wieder Dunkelheit.

Mich umgibt ein beklemmendes Gefühl der Beobachtung und der Auslieferung. Der Zuschauer fühlt sich unwillkürlich unwohl und - ohne Entkommen - berührt aufgrund der Ereignisse, die sich gerade abgespielt haben.

Plötzlich tritt der glatzköpfige Cellist vom Anfang wieder ins Licht. Der ursprüngliche Lichtkegel, in den er am Anfang gezwungen wurde, ist verschwunden. Auch seine Mitmusiker sind jetzt zu sehen. Alle drei stehen sie in einem fahlen grünen Licht, das nun erstmalig die ganze Bühne erfüllt. Sie beginnen mit den Fingern zu schnipsen. Plötzlich steigt eine bedrohlich-kalte Computerstimme in das Geschehen ein. Mit tiefer und verzerrter Stimme kündigt sie das Ende des Stücks an. Letztendlich siegt die Technik über den freien Willen der Musiker - und des Publikums.

